

(Nachdruck verboten.)

## Weihnachten in Sibirien.

Von Adam Szymanski.

Im vierten Jahre meines Aufenthaltes in Jakutsk, einige Tage vor Weihnachten, kam zu mir einer meiner Leidensgenossen, ein Kleinrusse, ehemaliger Hörer der Kijewer Universität, und brachte mir eine für uns alle sehr interessante Nachricht. Ein ihm sehr nahestehender Kollege, gleichfalls früherer Student einer russischen Universität, kehrte aus einer entfernten Jakutenansiedelung zurück, wo er drei Jahre lang interniert war, und sollte am Weihnachtsabend in unserer Stadt eintreffen.

Wir hatten öfters Leute zu sehen bekommen, die mit dem Leben in den näher gelegenen Jakutenansiedelungen vertraut waren. Wir hatten häufig auch zeitweilige und ständige Bewohner der sogenannten Jakutenstädte Wjerkhojansk, Wilujsk und Kalsinsk kennen gelernt. Aber sowohl jene Siedelungen wie diese sogenannten „Städte“ waren verhältnismäßig gut bevölkert, und konnten daher von dem Leben in den im äußersten Norden gelegenen Einöden nur einen matten Begriff bieten.

Wer hätte es vermocht, aus den uns bekannten allgemeinen Tatsachen all die tausend Kleinigkeiten des Alltagslebens zu erraten und nachzuspüren, aus denen jenes graue, eintönige Leben sich zusammensetzt, und die erst die unmittelbare Erfahrung mit fürchterlicher Greifbarkeit enthüllt und vor Augen stellt? Eins nur wußten wir sicher, daß, je mehr man sich von unserer Stadt entfernte, und die Bevölkerungsdichtigkeit abnahm, das Leben um so schwerer und trauriger wurde. Im Süden, auf der wilden Hochebene des Aldan, im Osten, auf den Abhängen des Stanowoj-Chrebat, westlich in dem wilden Hügellande des Wiluj, in der Nähe des großen Sersej-Sees, oder nördlich zwischen den geheimnisvollen Mündungen der Anabara in den wüsten Niederungen des Dlenjof, der Indigirka und Kolima verwandelte sich das Leben in eine danteische Hölle, bestehend aus Schnee, Eis und Sturm, von der blutigen Flamme des Nordlichtes beleuchtet.

Doch nein. All diese Wüsteneien, die an Ausdehnung halb Europa übertreffen, das ist noch nicht die eigentliche Hölle von Sibirien, das ist der Vorhof der Hölle. Dort gibt es immerhin noch Wälder, dünne, armselige, zwerghafte freilich, aber doch Wälder, und wo diese „Heimstätten“, wie der russische Ansiedler sie zärtlich nennt, sich finden, dort gibt es Feuer, und — Leben. Die richtige Hölle des menschlichen Leidens beginnt erst jenseits des Wäldergürtels. Dort gibt es nichts mehr als Eis und Schnee, Eis, welches auch im Sommer in den Ebenen nicht überall verschwindet, und mitten in dieser schaurigen Wüste arme Menschenwesen, die eine feindliche Macht dorthin verschlagen. . . .

Zeit meines Lebens werde ich den Eindruck nicht vergessen, den es mir machte, wenn ich hier und da einen charakteristischen, scheinbar unbedeutenden, aber entsehlenden Zug des Lebens in jenen Gegenden erfuhr. Heute noch tönt mir in den Ohren die Erzählung eines Exbeamten, der mir schilderte, wie man ihm einmal, als er Zsprawnik in W. war, einen „jungen Herrn“ schickte, der zur Ansiedelung in Saschiverst verurteilt war. „Die Stadt Saschiverst, mein liebes Brüderchen“, sagte der Ex-Zsprawnik, „existiert; sogar auf sehr kleinen Landkarten von Sibirien kann jedermann da auf dem großen weißen Fleck zur Rechten die Stadt leicht auffinden, und wer etwas von der Schulgeographie behalten hat, wird sich entsinnen, daß sie als „außer-etatliche Stadt Saschiverst“ bezeichnet wird. Das Wort bedeutet in bezug auf einen Beamten, daß er verabschiedet, entlassen wurde, in bezug auf eine Stadt, daß aus ihr die Administrationsbehörden entfernt, daß sie gleichsam degradiert wurde. In dem vorliegenden Falle war dieser Beinamen ganz besonders angebracht, denn Saschiverst existierte allerdings, aber nur auf der Landkarte und in den Lehrbüchern der Geographie, in der Wirklichkeit aber existierte sie gar nicht, existierte sie so wenig, daß an der Stelle, wo ein Punkt auf der Landkarte sie bezeichnete, kein einziges Haus, keine einzige Jakutenjurte, keine einzige

Menschenseele sich befand. Als ich den Auftrag las, wollte ich es nicht glauben und obgleich ich nüchtern war, meinte ich, es schwinde mir vor den Augen. Ich rief einen zweiten Beamten herbei und gab ihm den seltsamen Befehl zu lesen. Das war ein alter Kanzleimensch, aber beim Lesen fiel ihm das Papier aus der Hand. . . . „Wohin?“ — „Nach Saschiverst“. Wir blickten einander an. Das junge Kerlchen mußte wohl was Hübsches angerichtet haben. Mittlerweile stand er da, guckte und horchte und verstand natürlich nichts von der Sache. Ein hübscher Bursch, aber finster und verschlossen. Ich frug ihn dies und jenes, ob er nicht etwas braucht und dergleichen, er aber antwortete nur Ja oder Nein. Ei, Brüderchen, wart mal ein bißchen, bald wirst du ein ander Lied anstimmen. Ich ließ drei Troikas einspannen, die eine bestieg er mit der Eskorte, die zweite ich in Begleitung eines Kosaken, der sich noch zu erinnern wußte, wo dieses Saschiverst ehemals lag, in die dritte wurde Mundvorrat gepackt und wir machten uns auf den Weg. Wir fuhren vierundzwanzig Stunden durch, ohne zu übernachten, es waren noch Stationen, und indem wir die Pferde wechselten, legten wir 200 Werst zurück. Am zweiten und dritten Tage konnten wir nur noch in jene öden Scheunen einkehren, die am Wege errichtet sind, die nichts enthalten, als einen Herd zum Feueranmachen, und „Powarnie“ genannt werden. Wir hatten weitere 150 Werst zurückgelegt, begegneten aber keiner lebendigen Seele mehr.

Unserem Delinquenten war es offenbar etwas sonderbar zu Mute geworden, denn er fing an, mich von Zeit zu Zeit anzureden, und schließlich frug er mich nach dem Leben in Saschiverst aus, wieviel Einwohner die Stadt zähle, wie sie aussehe, ob er dort eine Beschäftigung, wie Privatunterricht oder dergleichen finden könnte. Aber jetzt war an mir die Reihe, ihm mit gleichem zu vergelten und mir mit Ja oder Nein zu antworten. Am vierten Tag gegen Morgen erreichten wir ein Eisfeld, das wie eine große glatte Ebene ausah. Wir legten weitere 10 Werst zurück, endlich zeigte mir der alte Stojak die Stelle, wo einst, vor 60 Jahren etwa fünf Jurten standen, welche die „außeretatliche Stadt Saschiverst“ bildeten.

„Dalt!“ rief ich. „Die Sachen abladen und Sie mein Herr, bitte, steigen Sie aus. Wir sind an Ort und Stelle. Hier ist die Stadt Saschiverst.“

„Natürlich verstand er mich nicht sogleich. Er starrte mich bloß an und glaubte wohl, ich scherze, oder ich sei verrückt geworden. Ich mußte ihm die Sache klar machen; endlich begriff er. . . .“

Der Ex-Zsprawnik ließ ein trockenes Lachen vernehmen. „Und ob Sie mir es glauben oder nicht,“ hub er wieder an, „aber ich mache da das Zeichen des heiligen Kreuzes vor Ihnen“ — er bekreuzte sich mit einer breiten Gebärde, während er sich vor den Heiligenbildern verneigte — die Augen wurden ihm stier und die Kimmladen flogen ihm auf und nieder wie im Fieber. . . . Das war eine Geschichte.

„Und ich, ein alter Beamter, staunte, wie von dem hochfahrenden Jungen im Nu keine Spur geblieben war. Er wurde Ihnen weich wie Wachs und demütig, ach wie demütig! Die reine Seide. . . .“

„Bei den Wunden Christi!“ rief er und streckte die Hände zu mir aus — so habt doch Gott im Herzen! Ich bin ja nicht zu Tode verurteilt. Ich habe nicht einmal so arges verbrochen. Nur war ich ein wenig trotzig.

„Aha!“ — rief ich. — „Trotz ist eine Todsünde.“

„Und ob Sie mirs glauben oder nicht“, fuhr der Alte fort, „aber ich mache da vor Ihnen zum zweitenmal das Zeichen des Kreuzes, er fing an zu weinen, wie ein Kind, als ich ihm erklärte, daß ich ihn nach der nächsten, 30 Werst entfernten Jakutenjurte bringen wollte. Ich schwöre Ihnen, er weinte vor Freude, obgleich er es dort nicht viel besser hatte. . . .“

Die Leser werden also begreifen, mit welchem leidenschaftlichen Interesse wir die Kunde aufnahmen, daß ein Mensch zu uns kommen sollte, der am äußersten Ende der Welt, aber ganz von der Welt abgetrennt, es drei Jahre lang ausgehalten hatte und nun gesund an Leib und Seele wiederkam.

Die Möglichkeit, dort in jener Ferne auszuharren, legte aber glänzendes Zeugnis ab für die Kraft und die Widerstandsfähigkeit der menschlichen Natur im allgemeinen. Die Festigkeit und die Energie des einen bestärkte und erhöhte die Kräfte aller. Es war für uns daher förmlich eine brennende Lebensfrage geworden, genaueres über die Umstände zu erfahren, unter welchen man dort lebte und litt.

Und nun sollten wir einen Menschen kennen lernen, der uns durch seine geistige Entwicklung und durch eine ganze Summe von Lebensgewohnheiten nahe verwandt war, und der volle drei Jahre irgendwo in einer Jurte verbracht hatte, die vielleicht nicht viel besser gelegen war als jene, die sich unweit der nichtexistierenden Stadt Saschiversk befand. Dieser Jüngling, den wir nicht kannten, der Hörer einer uns fremden Univerſität, wurde uns allen auf einmal lieb und teuer. Alle, die wir hier durch ein gemeinsames Schicksal verbunden waren, Polen, Russen und Juden, faßten den Entschluß, seine Rückkehr zu feiern, und da er just am heiligen Abend ankam, wollten wir ihn durch einen Festschmaus ehren.

Mir als den in kulinarischen Dingen Erfahrensten fiel die Aufgabe zu, unter Mitwirkung des Studenten und unter Beihilfe unserer ganzen Kolonie, die Vorbereitungen zum Weihnachtsschmaus zu treffen. Gewiß habe weder ich noch mein lieber Küchenjunge je im Leben zwei volle Tage so eifrig und hingebungsvoll in der Küche geschaltet, wie dazumal.

Wir wußten beide nur zu gut, wie armselig das Leben selbst in den näheren, verhältnismäßig wohlhabenden Jurten war; wir wußten, wie hart der Mangel an den aller-einfachsten Speisen, selbst den bäuerlichen, ja der Mangel an dem lieben täglichen Brot sogar armen, an Entbehrungen gewöhnten Menschen sich fühlbar machte. Was Wunder also, daß wir, von unserer Rolle durchdrungen und während wir aus der Erinnerung an eigene Erlebnisse immer düßere Bilder herausbeschworen, in einen förmlichen Klüchentaumel verfielen. Wie eine Mutter sich der Lieblingspeisen ihres lange nicht gesehenen Kindes erinnert, dessen Heimkunft sie erwartet, so grübelten auch wir darüber nach, wie wir unserem lieben Gast die leckersten Gerichte vorsetzen könnten. Jeden Augenblick frag einer von uns:

„Was denken Sie, Kollege, würde ihm dies oder jenes munden?“

„Aber natürlich. Alles in allem, die Reise mitgerechnet, hat er ja beinahe fünf Jahre kein menschenwürdiges Essen zu kosten bekommen.“

Und flugs eilte der eine nach der Stadt, um Einkäufe zu besorgen, der andere holte das nötige Kochgeschirr herbei, und bald bereicherte ein neues Gericht unser Zukunftsmahl. Erst der Mangel an Geschirr und an Zeit, und die völlige Erschöpfung machte unserem Kocheser ein Ende. Unsere Begeisterung teilte sich auch den anderen mit, und alle zollten unserer Energie und Fingigkeit den höchsten Beifall. Wir beide aber, ich und der Student, waren auf unser Werk förmlich stolz. Am meisten brüsteten wir uns mit dem glänzenden Produkt unserer Kunst und Mühe, nämlich einem großen Fisch von zwanzig Pfund, den es uns gelungen war, ungeteilt zu kochen und zuzubereiten. Wir waren überzeugt, daß dieses Prachtstück mit seiner grünläch scharfen und gesalzenen Sauce auch die härtesten Herzen erweichen müßte. Wir vergaßen auch ein kleines Christbäumchen nicht, welches wir unserem Gast zu Ehren so schön als möglich schmückten.

Endlich war der erwartete Tag gekommen. Mit dem Morgenrauschen reiste der Student nach der nächsten Station, um den Ankömmling abzuholen. Gegen zwei Uhr, als es schon dunkel ward, vernahmen wir Schellengeläut, das in dem ungeheueren Frost sich schon in weiter Ferne hören ließ. Wir kleideten uns rasch an und traten hinaus. Der Schlitten und seine Insassen waren gänzlich mit Schnee überschüttet, die Pferde mit langen Eiszapfen behangen, mit einer harten Eiskruste überzogen. Nach einer Weile standen sie vor dem Tor. Wir alle, und es waren unter uns manche, die im Glend grau geworden, entblößten die Häupter . . .

Ich will nicht schildern, — und wenn ich wollte, ich vermöchte es nicht — wie unsere erste Begrüßung ausfiel. Wir kannten uns nicht, und doch, wie nahe waren wir uns! Ich zweifle, ob ich mich wieder im Leben in einem Kreise von Menschen befinden werde, die einander so fremd von Herkunft und doch miteinander so innig verbrüdet waren, wie in jener Stunde, als wir unserem Gast den Gruß entboten.

Er war klein und mager, sehr mager . . . gelber und

schwärzer als wir, erbsahl, wie für immer von der Hand des Schicksals gezeichnet, nur seine eingefallenen, aber ausdrucksvollen und klugen Augen leuchteten in einem phosphorischen Glanz.

Es war schon ganz finster draußen, als wir ihn erwarmt und ungekleidet zur festlichen Tafel geleiteten. Es ging laut und fröhlich in unserer Stube her, und die freudige Stimmung schwemnte, gleich einer brausenden Welle, allen Kummer und jegliche Bitterkeit hinweg.

„Laßt uns fröhlich sein!“ ertönte es von allen Seiten; und als unser Gast in den Ruf einstimmte, heiteren sich auch die finstersten Gesichter auf. Wir leerten die ersten Becher. Mein Küchenjunge sang zu Ehren des Gastes ein wundervolles ukrainisches Volkslied. Dann erzählte er ihm, wie wir beide zwei Tage lang im Schweiß unseres Angesichtes gearbeitet hatten, um ihn nach so vielen Tagen des Hungers und der Entbehrungen würdig zu speisen, zählte ihm alle von uns zubereiteten Gerichte her, schmiegte sich an ihn, umhalste ihn freudig und lachend, und unser Gast lachte, lachte bis zu Tränen.

Frohmut und Heiterkeit wuchsen und schwoilen an. Ein Beifallssturm begrüßte den ersten Gang. Der Student füllte dem Gast den Keller bis zum Rande. Lachen und Lärm wüchsen endlich dem Geklirr der Löffel, und nach dem ersten Schluck kam es wie aus einem Munde:

„Vorzüglich! Ausgezeichnet!“

Der Küchenjunge war entzückt und äußerte laut seine Freude. Endlich schwieg auch er. Wir aßen.

Aber was war das, um Gottes willen? . . . Wir aßen alle, nur unser Gast, obgleich er den Löffel in der Hand hin und her wendete und die Suppe im Keller umrührte, aß nicht, und lachte nur ein gedämpftes, unterdrücktes Lachen! . . .

„Warum essen Sie nicht, Kollege?“ riefen einige Stimmen zugleich.

„Der Küchenjunge hat ihn mit seinem Singen so aufgeregt. Marsch von da! Ernste und gefechte Leute müssen neben dem Gast Platz nehmen!“ . . . Der Student gehorchte willig. Wir versuchten weiter zu essen, aber unser Gast rührte nichts an.

Wir legten die Löffel beiseite, und aller Augen richteten sich auf ihn. Unsere stumme Unruhe war beredend genug. Er sah es und fühlte es und fing zu sprechen an:

„Ich . . . bitte um Verzeihung . . . ich . . . vor Freude . . . es tut mir sehr leid . . . ich möchte nicht stören . . . ich fürchtete, Ihr Festmahl zu unterbrechen . . . bitte sehr, liebe Brüder, achtet meiner garnicht . . . das ist nichts . . . das wird bald vorüber sein“. Er brach in ein Lachen aus, das dem Weinen verzweifelt ähnlich sah.

„Jesus Maria!“ riefen wir alle verzweifelt. Wir merkten jetzt, wie unnatürlich sein Lachen war. Keiner dachte mehr ans Essen, er aber bemerkte die allgemeine Aufregung, bemerksamer sie sich und mitten im allgemeinen Schweigen rief er:

„Ich dachte, daß es Euch bekannt sei, was für ein Leben ich drei Jahre lang zu führen genötigt war. Ich sehe, daß dem nicht so ist. Als Ihr aßt und trankt, versuchte . . . versuchte . . . ich eine Brotkrume herabzuschlucken . . . aber ich kanns nicht . . . ich kanns nicht . . . denn, seht Ihr . . . ich hab' drei Jahre . . . drei Jahre lang kein Salz gesehen . . . lauter Speisen ohne Salz gegessen. Und dieses Brot ist sehr . . . sehr gesalzen . . . es verbrennt mich förmlich, und gewiß sind alle Speisen ebenso gesalzen . . .?“

„Natürlich, manche wurden im Eifer sogar versalzen . . .“

„Eset also, teure Brüder, aber ich kanns nicht. Ich werde mit Freuden zuschauen, wie Ihr Euch gültlich tut.“ Er sank auf seinen Sessel zurück, lachend und weinend zugleich.

Und es war keiner unter uns, dem bei diesen Worten nicht der Bissen im Munde gequollen.

Der Jammer des Daseins, den wir zu erkennen so heiß begehrt, hatte einen seiner geheimnisvollen Schleier vor uns gelüftet.

Alle ließen in düsterem Schweigen die Köpfe sinken. Wie wichtig und eitel erschienen uns jetzt unsere Mühen und Anstrengungen! Wie ausgelassen und ungeziemt unsere Freude kurz zuvor! Wir betrachteten das elende, von krampfhaftem Lachen und Weinen verzerrte Antlitz unseres Bruders und es wurde uns schrecklich zumute.

Und wir hatten eine Empfindung, als tauchte das Gespenst des Todes aus der einsamen Jurte hinter der verlassenen Stadt Saschiversk vor uns auf und starrte uns an mit seinen gläsernen Augen. . . .

(Nachdruck verboten)

## Weißer Weihnacht.

„Grüne Weihnacht, weiße Ostern“, sagt die Bauernregel. Denn „der Osterschnee tut Frucht und Weinstock weh“. War die Weihnachtswitterung nicht kalt genug, so setzt die Rebe „Gefschine“ an. Die erkranken in der Ostertafel. Dann ist es um den Herbst gesehen. Und oft auch um die Rebe. Denn die Rebe ist wie die Menschen. Was ihr im Reime verkümmert worden, das trankt ihr ins Mark hinein.

„Weiße Weihnacht, grüne Ostern“, da steckt die Hoffnung all ihre Fahnen aus. Da singt sie von vollem Faß und Keller und von der gefüllten Scheune. Da nimmt sie ein gut Teil Besorgnis weg und spornet die Tatkraft. Auf „ein gutes Jahr“ läßt der Weihnachtschnee sich deuten.

Und weiße Weihnacht, das ist außerdem das richtige. Der Schnee gehört zum Feste. Für Groß und Klein. Er gehört zur Stimmung. Das Haus muß eingeschneit sein, die Wege müssen zugedeckt sein. Die Wege im Dorf voller Schnee, da ist man gleich himmelweit entfernt von einander. Haus von Haus, Tür von Tür — das ist weit auseinandergerückt. Da hocht die ganze Familie daheim. Vater, Mutter, Kinder — und am Ofen der Großvater, und Großmutter fühlt sich so recht behaglich daheim. Alle sind sie beisammen, eng sind sie beisammengehalten. Das muß aber so sein zur Weihnacht. Die Welt muß verengert sein, der Sinn darf nicht schweifen. Auf das Nahe und Nächste, auf das Kleine und Liebe, auf das Trauliche und Heimelige muß er gehen.

Und ihr zündet den Christbaum an. Den heidnischen! Ja, den heidnischen. Daß er christlich geworden — daß ihr seinen alten Sinn vergessen, den echten, naturköhen, naturnahen, den jauchzenden, hoffenden Heidenstimm, den Sinn des Verdens und Gebärens — was tut's! Daß die natürliche Wirklichkeit sich euch in eine philosophische Abstraktion aufgelöst hat, was tut's! Sei es gleich euch unbewußt, es ist das alte unverwüslliche Heidenemut, das warme, alte Heidenherz, das sich euch am tiefsten entzündet, stärker als alle Christlichkeit, als die Idee des Christlichen, die euch eingemipft worden. „Ein Kindlein uns geboren ward“ . . . Zu diesem einen lehrt der Sinn zurück. Und von diesem einen und einmaligen löst er sich, löst sich und führt hin zu den allen! Und führt hin zu euch und euren Ungeborenen, und führt in euch zur Zukunft. Die Verkündigung allen, „die guten Willens sind“. Guten Willens zu allen Lebensrechten, zu allen lebendigen Rechten. Zündet Lichter an und tanzt. Feiert! Friede sei mit euch — und allen ein Wohlgefallen! Weiß ist die Erde — und die Sonne wandelte bis zu ihrer Wende — zu neuem, zu wachsendem Tage, zu steigendem Licht, zu wärmender Helle. Zündet Lichter an und tanzt — weiß ist die Weihnacht, daß grün eure Ostern werde! Unter der Hülle regen sich die Keime, im schlafenden Grunde redt sich die Saat. Still ist die Welt. Leer noch und arm. Erfüllt soll sie werden und reich. Ihr Wooden soll aufbrechen zu Fülle und Fruchtbarkeit. Im Walde glänzt der Baum eurer Vorfahren, der Baum des Zulufestes! Und durch den schweigenden, kahlen, frierenden Wald schreitet der Nazarener zur grünen Tanne, der bleiche und arme, dessen Gewisheiten der Welt Ungewisheiten bleiben mußten, weil sein Diesseits mißbraucht worden für sein Jenseits, weil sein Jenseits nicht herabsteigen wollte und durfte zu seinem entrechteten Diesseits. Bleich, der Leidende und Duldende, geht er zum Julbaume im Walde. Winterpflanzendefektor unserer sünigen Ahnen — und Weihnacht des Christentums fliehen in eines. Ein neuer Sinn wacht auf, ein neuer Geist fühlt Kräfte. Es wendet das Dunkel zum Tage. Vom Gotte der Heiden zum Gottmenschen der Christen. Und von ihm zum Menschen geht der Weg. Der Mensch ist's und soll es werden, der die Zukunft in sich trägt, und alle ihre Verheißungen, alle ihre Forderungen und all ihre Erfüllungen. . . .

So ist der Sinn des Festes gewachsen und hat sich ausgebreitet. So erfüllt uns das Fest. So hat es seinen Wirklichkeitsinn. Seinen Traumsinn zu genießen — dazu gehört das Kindsein. Und zu Jugendtagen wandelt die Erinnerung zurück. Träume, Bilder, Stimmungen. Seit der heilige Nikolaus dagewesen — mit Kuten und grimmiger Schelte — seitdem liegt es wie ein heimlicher Sinn im Leben. Es ist alles so still geworden. So fürchtlich still. Die Häuser sind eingehüllt, und wenn der Abend kommt, dunkeln die Gassen tiefer. Die Stommode ist fest verschlossen — wo nur der Schlüssel liegt? — und etwas Verdächtiges hatte auf dem Wandbrett gelegen, es ist verschwunden. Wo es nur liegen mag? Was es nur sein mag? Viele stumme Fragen — jeder Blick eine Frage. Der Vater lächelt — er weiß etwas — und die Mutter weiß etwas. Die Mutter weiß natürlich alles. Das meint sie. Sie weiß aber auch nicht alles. Jedes hat ein Geheißnis. Und so gering es auch sei — und so wenig es auch Wert haben mag, was man dem Christkindchen übergeben will, daß es unter'm Weihnachtsbaum liege, wichtig ist's nun und wertvoll. Und die Wünsche! Die Wünsche, die nicht ausgesprochen werden — und die, die tausendmal schon wiederholt worden — versteht und deutlich. Und die Anspielungen — und die Anzeichen. Hoffnungen, Ungewisheiten, Gewisheiten. Kinderfinnen und Kindersehnen. Es zittert das Herz.

Ran zählt die Tage. Ran zählt die Nächte. Noch so und so viel Male gehen wir schlafen. Und wenn wir dann aufwachen — am Abend dann . . .

Immer muß man eine Stunde früher ins Bett. Immer hat man sich vorgenommen, zu lauschen, durch die Türriße zu gucken. Und immer hat man's verpaßt. Wenn man im Dunkel lag, bums, da ist man eingeschlafen.

Die Nachbarsfrau ist gekommen und hat mit der Mutter geklappert. Und die Mutter ist auch mal hinüber zur Nachbarsfrau gesprungen. Auf „einen Augenblick nur“, aber sie ist ewig ausgeblieben. Man hat nicht seinen Nachmittagskaffee getriegt. Auch vom Küchenschrank ist der Schlüssel abgezogen. Und in die Kammer kann man überhaupt nicht mehr hinein. Da steht der Christbaum drin. Ganz gewiß, da steht er drin. Ob er hoch ist? Bis an die Decke? Ob er schön ist? Ob ihn das Christkindchen ordentlich auspußen wird? Da oben am Dachfenster, da kommt's hercingeflogen und holt den Baum. Und abends sieht's draußen vor'm Fenster und lauscht herein, ob man brav ist. Und immer ist's da. Jemandwo kann es sich immer hin verstecken. Ganz dünn kann sich's machen. Einmal hat's auch was dagelassen. Ein Stück „Gut's“ (Konfekt). Es war noch hart. Frisch gebaden. Nicht so weich, wie wenn's schon Weihnacht war. Denn je länger das „Gut's“ im Himmel ist, um so weicher wird's.

Der Bruder hat doch schon was gesehen. Ein Paket. Ein großes, dickes Paket. Es waren gewiß lauter schöne Sachen drin — ein Elefant und eine Trommel, ein Hammer und ein Weil, und vielleicht auch eine Säge. Das war' fein. Wegen dem Gartenzaun. Den könnt' man dann aber fein klein machen. Und die alte Wackbank im Garten. Und wenn Großvater wieder nicht zu sich hereinlassen wollte, dann könnt' man ihm die Tür kleinhaben. Nachbars Lene hat gesagt, unser Vater hätte einen Christbaum auf dem Kirchplatz gekauft. Die Lene hat gelogen. Und Schusters Philipp hat gesagt, ich betam' Schuh' vom Christkindchen. Sein Vater hätte sie schon bald fertig. Ich will aber gar keine Schuh'. Ich will eine Mundharmonika.

Die Leute schleichen alle so aneinander vorbei. Der Schnee liegt hoch, und man hört die Schritte nicht. Es knirscht nur so ein bißchen. Da erschrickt man. Und abends, da getraut man sich gar nicht mehr heraus. Das Christkindchen soll ja so lieb und gut sein — und es ist ja auch so lieb und gut, — aber man fürcht' sich doch. Es ist auch wegen dem bösen Nikolaus. Den hat's auf der Erde gelassen, daß er nach den bösen Kindern sieht. Und sie ihm alle nennt, die nicht brav waren. Und die kriegen alle nichts vom Christkindchen. Oder wenn sie was kriegen, dann kriegen sie's mit Heiben. Und die vom Christkindchen, die tun noch weher als die vom „Nikolos“. Es schneit so arg. Es will gar nicht aufhören, zu schneien.

Die Mutter hat gesagt, wenn es zu arg schneie, dann könne das Christkindchen nicht kommen. Dann müße es im Schnee stecken bleiben. Wenn nur nicht! Ach, lieber Gott, sei so gut und hör' auf zu schneien. Wir wollen auch recht artig sein, hör' nur auf zu schneien und schid' das Christkindchen. . . . Heut' abend soll's nun kommen. Die Mutter „macht den Kuchen an“. Wir sind wie die Mäuschen. So leise. So lauschend. Und wir tun alles, was wir geheiß kriegen. Wir gehorchen so rasch.

Die Wangen glühen. Die Erwartung macht uns zittern. Das Dorf ist ganz eingeschneit. Die Dächer haben die schweren Schneehüllen über — auf den Schornsteinen sitzen die weißen Schneehauben. Der Rauch zittert so unter ihnen heraus. Und manchmal, da preßt er sich in didem Qualm durch. Der Himmel ist ganz grau. Die Flocken fallen. Die Welt ist ganz zugehangen. Die Raben kommen von fernher geflogen. Von ganz weit her. Ob sie woher kommen, wo das Christkindchen schon war? Großmutter sagt's. Die Haubenlerchen und die Spatzen kommen bis in die Haustüren.

Dann und wann fährt ein Schlitten durch's Dorf. Er klingelt. Das Christkindchen? Die Finger in den Mund und die Augen weit auf — horch! Nein, 's ist nur ein Schlitten. 's ist noch zu früh für's Christkindchen. Es kommt erst am Abend. Erst wenn's dunkel wird. Ob's auch alles bringt, was bei ihm bestellt worden? Ob's auch nichts zerbricht, bis es vom Himmel herunter kommt?

Eine Tür hat im Hause gekracht. Wir sind ordentlich zusammengefahren. Das war's. Das war das Christkindchen. Mutter sagt's auch. Jetzt steht der Christbaum oben im Dachstübchen. Schön geschmückt. Und die vielen, vielen Sachen. Ein ganzer Haufen.

Großmutter erzählt uns was. Eine wunder schöne Geschichte. Aber wir hören sie gar nicht. Es ist aber eine wunder schöne Geschichte, und wir haben glühende Waden und brennende Augen davon. Immer noch mehr, Großmutter. . . .

Es hat wo gellingelt. Es klingelt wieder wo — wieder wo. Das Christkindchen ist jetzt nebenan. Jetzt kommt's gleich zu uns. Mutter kramt in der Stube nebenan. Großmutter kann nun auch nicht mehr bei uns bleiben. Sie will der Mutter was helfen. Wir lauern uns zusammen. Es klingelt wieder wo. Man hört gar nichts mehr. Es klingelt nun aber wieder wo.

An uns ist das Christkindchen vorbeigegangen. Ueberall ist's schon gekommen. In der ganzen Nachbarschaft.

Draußen ist eine neue Stimme. Das ist der Vater. Nein, es ist die Kannebant. Es ist ganz gewiß die Kannebant. Aber es ist der Vater auch. Mit gucken. Wer gukt, der kriegt Nit. Und das Christkindchen fliegt wieder fort, es läßt nichts da.

Es klingelt. Bei uns! Nit! Still! Das war in unserem Hof. Und das war an unserer Tür. Wir kuscheln uns ganz in

einander. Einmal, zweimal, dreimal! Kommt herein, das Christkindchen ist da!

Wir brechen durch die Tür.

Da, auf dem weißgebedeten Tisch, der glühende Baum. Und da, an der Tür, das Christkind. Ganz in einem weißen Kleide. Ganz in einem weißen Schleier. Ein Kränzlein auf. Weiße Handschuhe an. Eine Kute in der Hand.

Es fragt uns, ob wir brav sein wollen. Es hat eine ganz piepfige Stimme. Der Bruder hat schon drüber gelächelt. Er hat schon einen Schlag kriegt. Aber 's hat gar nicht weh' getan. Es fragt, und wir antworten. Wir wollen so brav sein, ach so brav! Wir versprechen alles. Dann beten wir.

„'s ist gut, Christkindchen,“ sagt die Großmutter, „geh' jehz in ein ander Haus und bring' auch da 'was. Unsere Kinder sind nun schön beschenkt, beschenke auch andere schön.“

„Seid ihr zufrieden?“ fragt das Christkindchen.

Aber wir hören gar nicht mehr. Wir wachen schon die Äpfel und begucken alles siebenmal. Und was wir gewünscht hatten, das wissen wir gar nicht mehr. Ob's da ist oder nicht da ist. Wir haben alle Herrlichkeiten der Welt.

\* \* \*

O du selige, o du fröhliche . . . O du Kindsein! Ein Dorf im Schnee, ein geschmückter Baum — eine Erwartung und ein trügendes Spiel — und alles ist Erfüllung. Wie weit das liegt! Ein weißverkleidet Christkind mit seiner Kute — ein wenig Grinsen und ein selig Bangesein. Ob das jemals wiederkehrt? Da steht das Leben mit seiner Weisel, nackt und hart. Werde! Aus der weißen Weihnacht muß eine grüne Ostern werden, sonst war eure Feier vergebens, und euer Licht umsonst, und euer Tanz nur eine tolle Trunkenheit, und euer Kindheitsstraum ein Trug. Wintersonnenwende — wir wissen, daß die Tage wachsen! —

Wilhelm Holzamer.

## Kleines feuilleton.

tn. Die Eyprestanne. Willfried, der graulöfliche Fuhrmann mit dem billigen Brennholz, machte auch noch andere Geschäfte. Um die Weihnachtszeit zum Beispiel verkaufte er Feststämme. Billige natürlich. Viele, die des wohlfeilen Brennholzes wegen an eine innige, wenn auch verheimlichte Kompagnieschaft Willfrieds mit dem Fiskus glaubten, meinten überzeugt, daß es mit den Tannen ganz ehrlich zuginge. Man müsse, sagten sie, einen Menschen der gelegentlich ein paar Kloben Holz im Walde aufsehe, weil sie ihm im Wege liegen, nicht gleich für einen ausgemachten Mörder halten. Man wisse ja, daß hinter dem Willfriedschen Grundstücke ein Morgen Forst ihm eigentümlich gehöre. Und hier, auf seinem unbestrittenen Eigentum, „ernte“ der Fuhrmann alljährlich die Tannen, die nachher mit Zuckerzeug und Kerzenglanz die Kinderherzen des ganzen Ortes erfreuten.

Ra ja. Das stimmt. Weinahe. Etwas Merkwürdiges war doch noch dabei: der schnelle Wuchs der Tannen. Willfrieds „Kultur“ erschöpfte sich nie. Wenn er seinen Forst in einem Jahre abgeerntet hatte, so standen im nächsten Jahre doch wieder genügend Bäume da. Es war erstaunlich, was für ein guter Boden das war! Sie wuchsen mit einer Rapidität ohnegleichen! Kam ein Käufer, so durfte er sich ansuchen. Für hohe und niedrige Zimmer, für fette und magere Geldbeutel waren Bäume vorhanden.

Aber einmal fehlte doch der rechte. Als nämlich Kurt Meier kam, der Gastwirt. Der hatte erst kürzlich einen neuen Saal gebaut. Zu Weihnachten sollte die Einweihung stattfinden. Und nun wollte er eine Tanne von mindestens drei Meter Höhe. Solche Ansprüche waren noch nicht dagewesen.

Willfried kratzte sich den Kopf, steckte sich überlegend die Pfeife in Brand und führte Kurt Meier in „seinen Wald.“ Dort suchten sie: gleich im Anfang, wo die höchsten standen. Von zweien behauptete Willfried, daß sie sicher die gewünschte Höhe hätten, aber Meier bestritt es und zog ein Metermaß. Es fehlte selbst bei dem größten noch ein halber Meter.

„Dann tut's mir leid, Willfried,“ sagte Meier. „Du hast mich mit dem Brennholz gut bedient, und ich hatt' Dir gern den Verdienst zulommen lassen, aber — diesmal geht's nicht. Ich muß mal mit dem Förster reden.“

Also die Konkurrenz! Willfrieds wunder Punkt.

„Welchen haben wir heute?“ fragte er.

„Wart mal. — Ich glaub: den zwölften.“

„Und wann brauchst du ihn?“

„Am Zweieundzwanzigsten. Spätestens. Denn zwei Tage gehen über dem Ausputzen hin, da es etwas Feines werden soll.“

„Na,“ sagte Willfried, „dann komm' am Zweieundzwanzigsten wieder, bis dahin wächst er.“

„Ned' mir Löcher in den Kopf, ja?“ Meier war ganz erzürnt. „Ein halbes Zentimeter mag er wachsen, aber keine fünfzig in zehn Tagen.“

„So?“ Willfried sog an seiner Pfeife. „Er wächst, sag' ich dir. Wächst einen halben oder einen ganzen Meter, wie Du es haben willst.“

„Nach mich zum Narren, ja?“ Meier drehte sich ärgerlich lachend um. „Hat man schon sowas gehört?“

Willfried hielt ihn fest: „Versteht Du etwas von Kultur? Hast Du Baumberstand? Dann sag' mal: Was für eine Sorte ist das?“

„Sorte? Eine Tanne ist eine Tanne — weiter weiß ich nichts.“

„Siehst Du!“ Willfried zog ein mitleidiges Gesicht. „Du redest und hast keinen Schimmer. Das hier ist eine ganz besondere Sorte. Eyprestanne heißt sie und stammt aus Aegypten.“

Meier blickte sehr verblüfft drein. Er überlegte sichs einen Augenblick und bemerkte dann: „Meinetwegen. Ich versteh nichts davon, das ist richtig. Aber daß sie auf Kommando wachsen: einen halben oder einen ganzen Meter — soviel weiß ich doch: das giebt's nicht in der Natur.“

„Weiß ich.“ Willfried paste so, daß sein Gesicht ganz im Rauch verschwand. „Das Kommando macht's nicht, aber der Dünger. Der Eyprestdünger. Stammt auch aus Aegypten. Siehst Du dem Baum ein halbes Pfund, wächst er einen halben Meter, schüttest Du ihm ein ganzes Pfund hin, bringt er's auf einen ganzen. Und so fort. Das ist grad' wie bei Dir die Kohlenäure im Faß: sie treibt nach oben.“

Meier sah ihn mißtrauisch an. Aber Willfried machte ein ehernes Gesicht. Und dann, ja mein Himmel, es gab so viel, von dem Meier nicht wußte. Also —

Willfried sagte: „Der Dünger ist fürchtbar teuer. Und man kann's nur, wenn einer vorher zahlt. Schneidet man den Baum nachher nicht, geht er ein und man hat einen großen Schaden.“

„Da!“ Meier hatte plötzlich das Portemonnaie gezogen. „Hier ist ein Taler! Ich geb' Dir noch einen dazu, wenn's wahr ist. Aber Du mußt ein ganzes Pfund Eyprestdünger nehmen! Und das sofort! Ich seh' dabei!“

Willfried nickte, ging ins Haus und kam mit einer Düte zurück. Die hatte einen Inhalt, der von Mehl nicht zu unterscheiden gewesen wäre. Der Fuhrmann grub ein Loch neben dem Baume, schüttete den „Eyprestdünger“ hinein und schaufelte Sand darüber: „So. In zehn Tagen wirst Du sehen.“

Meier lächelte pffiffig: „Aber Du schneidest ihn erst, wenn ich da bin.“

„Gut!“ — — —

Nach zehn Tagen, pünktlich auf die Minute, stellte sich Meier wieder ein. Er brachte nicht nur sein Metermaß, er brachte auch den Förster mit.

„O, o!“ sagte Willfried leise, als er die beiden herankommen sah. Aber er reichte ihnen, ruhig wie immer, die Hand.

„Das sind ja tolle Dinge, die mir der Meier erzählt,“ meinte der Förster harmlos. „Eine Tanne aus Aegypten haben Sie? Eyprestanne heißt sie? Da kann man sehen: ich bin doch alt im Forst geworden, aber die Sorte kenn ich nicht. Darf ich sie mir mal anschauen?“

Willfried brummte mürrisch, nahm seine Säge und führte die Besucher in seinen Forst.

„Bettimpeln“, sagte Meier unterwegs heimlich zum Förster, „bettimpeln kann er mich nicht. Ich hab' mir die Stelle ganz genau gemerkt.“

Willfried machte solchen Versuch gar nicht. Sagte nur, als sie vor dem Baume standen: „Nix nach.“

„Höher ist sie.“ Meier legte sein Maß an. Er erschrak förmlich: „Bei Gott, Herr Förster: drei Meter und sechzig!“

„Hm!“ sagte der.

„Also? Ich schneid' sie. Halt fest, daß sie nicht bricht.“

Meier hielt und Willfried sagte. Einige Schnitte und die Tanne fiel.

Der Förster untersuchte die Schnittfläche: ganz frisch, kein Zweifel. Er schüttelte den Kopf.

„Na?“ meinte Meier, jetzt triumphierend: „Hat's seine Wichtigkeit? Ist's nicht ein Wunder?“ Und zu Willfried: „Er wollt's partout nicht glauben.“

„Gehen wir“, sagte Willfried und saßte den Baum.

Dabei schielte er nach dem Förster, der mit seinem Stod da im Sand herumstocherte, sich plötzlich bückte und den noch in der Erde haftenden Baumstumpf herauszog.

Den besah er sich sehr eingehend. Dann sah er Willfried sehr scharf an: „Seine Wichtigkeit hat's. Aber was mich wundert, ist, daß die Eyprestanne keine Wurzeln hat.“

„Die Sorte,“ sagte Willfried, „hat keine.“

„Scheint so.“ Der Förster rittelte an einem anderen Baume und zog ihn leicht aus dem Sande: „Der hat auch keine. — Wissen Sie was, Willfried? Ich will nicht noch mehr untersuchen. Aber —“, er klopfte ihm auf die Schulter, „geben Sie das auf mit der Eyprestanne. Es ist besser für Sie.“ Er grüßte und ging.

„Ja,“ sagte Meier, „was heißt denn das nu wieder?“

„Schafstopp!“ Willfried verlor seinen Gleichmut. „Mir den Grünrock auf den Hals zu schleppen! — Es ist verboten, die Eyprestanne zu bauen.“ —